

A photograph of a billiard table with several balls and a cue. The balls are scattered across the table, including a red and white striped ball, a blue ball, and several yellow and white balls. A cue is positioned diagonally across the table. The background is dark, and the lighting is dramatic, highlighting the balls and the cue.

DAVID G.L.
WEISS

RECHT

Weltbild

Verrat, Rache und Selbstjustiz

Ein brutal hingerichteter Toter in Wien, erhängte Banker in einem Frankfurter Park. Auf den ersten Blick haben diese Fälle nichts miteinander zu tun – bis Josephine Mahler und Gernot Szombathy ins Spiel kommen. Zusammen mit Chefinspektor Wotruba aus Wien und Kriminalhauptkommissar Kniewasser aus Frankfurt versuchen sie herauszufinden, wer Menschen ermordet, indem er ihnen die Zunge durchs Genick zieht. Und warum stehen die Opfer in direktem oder indirektem Bezug zu Mahler und Szombathy? Um ihr Leben zu retten, müssen sie in eine Welt eintauchen, in der Recht und Unrecht zusehends verschwimmen – und der Tag der Abrechnung kommt immer näher.

David G. L. Weiss

Recht

Thriller

Weltbild

Der Autor

David G. L. Weiss, geboren 1978, lebt und arbeitet in Wien, in Frankfurt am Main und im Waldviertel in Niederösterreich. Seit seinem Studium der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien ist er als freier Mitarbeiter und Autor für den ORF tätig.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2015 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto.de

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-434-9

Präambel

Den Namen des Rechts würde man nicht kennen,
wenn es das Ungerechte nicht gäbe.
(Heraklit von Ephesus)

Das einzige, das mich hochhält, ist die Hoffnung auf den Tag der Rache, auch wenn er
noch so fern ist.
(Rudolf Heß an seine Eltern 1919)

Einleitung
Von den schlimmen
Vorzeichen, die sich aus
der Vergangenheit
ergeben.

LAS VEGAS, 3. MAI 2013.

Ewald Steuben troff ein Speichelfaden aus dem halb geöffneten Mund. Über der Brust wurde es kalt und nass. Träume und Visionen quälten ihn zwischen den Medikamentengaben, sie schmeckten nach Blut, Schweiß und Tod. Erinnerungsfetzen, zu dem Quilt zusammengenäht, in dem der Doktor aus Deutschland lebendig aufgebahrt lag. Ewald Steuben war am Leben wie das Schimmelgeflecht an der Zimmerdecke. Das Licht der Neonlampen blendete, unter der Weste war es heiß. Steuben vegetierte vor sich hin, tagein und tagaus. Rannte er mit der Stirn gegen die Wand, in der Hoffnung, die Endlosschleife in seinem Kopf zu verfinstern und die Tonspur zu überbrücken, neutralisierten Schaumstoff und Kunstleder der Zellenpolsterung den Befreiungsschlag. Ewald Steuben stürzte dann auf den Boden zurück und blieb ganz still auf dem Rücken liegen, stumm und duldsam wie ein Mistkäfer in der eigenen Scheiße.

Der Pfleger überprüfte durch das Sichtfenster die Lage im Kriseninterventionsraum und entriegelte dann die Tür. Er drängte in die Weichzelle, packte den Insassen am Schlafittchen und zog ihn auf die Füße. Nicht zu glauben, dass dieses Häufchen Mensch ein Doktor der Naturwissenschaften gewesen war, ein Kybernetiker von Weltruf aus Berlin. Nirgends war man so am Ende wie im Babel inmitten der Mojave-Wüste von Nevada. Hunter S. Thompson hatte das Kind beim Namen genannt: For a loser, Vegas is the meanest town on earth. Fear and Loathing in Las Vegas. Der Kraut in der Gummizelle war dafür der beste Beweis.

Steuben gluckste voll Vergnügen, als er den Krankenpfleger wahrnahm. »Guten Tag, emsiges Bienchen des Hippokrates!« Er rollte mit den Augen und suchte das Gesicht des Besuchers, der ihn am Kragen gepackt auf Distanz hielt. »Colmenita, fleißiges Bienchen, kommst du mich holen?« Steubens Kopf pendelte von einer Schulter zur anderen, doch die Visage des Pflegers blieb im toten Winkel. Wollte sich nicht noch mal beißen lassen, der Schlaumeier. Steuben grinste. Mit etwas Glück war diese Visite die letzte.

Esteban Sanchez verdrehte die Augen. Der Chicano verstand außer »Bienchen« kein Wort. Esteban musste wegen der Sprache und dem Blondhaar des Patienten immer an die deutschen Offiziere in den Hollywoodfilmen denken. An die selbstgefälligen Nazis mit Seitenscheitel, die Kippe verrückterweise zwischen Mittel- und Ringfinger. Stereotypen, genau wie die Mariachi-Musiker mit Schnauzbar und Sombrero. »Gringos otarios!« Sanchez schnalzte mit der Zunge und meinte mit den »blöden Ausländern« nicht nur die Patienten des Rawson Neal Psychiatric Hospital. Die Blödheit war eine Konstante der Unendlichkeit. Esteban seufzte. Er hielt die Riemen der Leinenweste umklammert und bugsierte Steuben aus der Weichzelle. Das sabbernde Weißbrot verströmte im Moment wenig Herrenrasse. »¡Dios mío!« Sanchez stockte der Atem. Er wedelte sich den Körpergestank des Krauts aus dem Gesicht, wandte sich ab und presste sich die Faust vor die Lippen. »¡Date prisa!« Er musste schnell machen, den Problemfall wegschaffen, Anweisung der Krankenhausleitung.

Ewald Steuben straukelte über Krankenhausgänge und landete auf weißem Kachelboden. Er rollte über die Fliesen und kam auf der Seite zum Liegen. An Wänden und Decke machte er den Abfluss, Brauseköpfe und Duscharmaturen aus. Der Chicano-

Pfleger war über ihm, pfriemelte mit unbewegter Miene an den Verschlüssen der Zwangsjacke herum. Die Härchen an Armen und Beinen richteten sich auf. Steuben fröstelte. Er atmete tief ein und aus, streckte sich und bewegte die Handgelenke. Da dämmerte ihm, die Keramik unterm Kreuz, dass er nackt war. Er rappelte sich hoch und schlang die Hände um die Brust. Er bibberte und blickte sich nach allen Seiten um. Wo war der Pfleger? Der Instinkt kämpfte sich durch den Medikamentennebel. Steuben tastete mit den Zehen nach dem Kunststoffgitter und wechselte von Glasur auf rauen Grund. In der nächsten Sekunde blieb ihm die Luft weg, Muskeln verkrampften, der Körper bäumte sich auf. Steuben wirbelte herum, heulte vor Schmerz und Wut und hob die Arme vors Gesicht. Die Zähne klapperten. Er rang um Klarsicht, schlug um sich und funkelte in alle Richtungen. Vergebens. Der eiskalte Wasserstrahl traf ihn überall.

Esteban Sanchez berührte das Toben nicht. Er drehte den Hahn zu, frottierte den Zappelnden und zog ihm trockene Sachen an. Esteban schubste Steuben auf den Plastikhocker, klemmte sich den Kopf unter den Arm und zückte Rasierer und Kamm. Der Pfleger machte einen Schritt zurück, betrachtete das Werk und schnalzte zufrieden. Mit dem Kraut war er ein für alle Mal fertig.

Ewald Steuben trottete an der Hand des Chicano-Pflegers an der Rezeption und den Lederfauteuils in der Empfangshalle vorbei. Er blickte die weißen Wände entlang in den sonnendurchfluteten Dachstuhl hinauf. Steuben spürte einen Stoß im Rücken und stolperte durch die Glastür auf den Parkplatz. Wüstensand wirbelte unter den Sohlen seiner Pantoffeln auf, der Asphalt war warm. Steuben hob den Blick und kniff die Brauen zusammen. Die Sonne stand hoch über Las Vegas. 82 Grad Fahrenheit, 28 Grad Celsius, ein kühler Frühlingstag im Clark County.

Esteban hakte sich bei dem Deutschen unter, führte ihn zu dem Dodge der staatlichen Krankenhausverwaltung und setzte ihn auf den Beifahrersitz.

Steuben erfasste das Klicken des Sicherheitsgurtes, das Zufallen der Autotür und das Starten des Motors. Er schmunzelte und schloss die Augen, nahm Abschied vom Leben, von der geschlossenen Abteilung, von den ocker- und sienafarbigem Rabatten, den durstigen Bäumchen und Grasbüscheln und dem Mäuerchen mit der Aufschrift Rawson Neal Psychiatric Hospital.

Sanchez schaltete das Autoradio ein und folgte dem Highway bis zur Main Street im Süden der Stadt. Die Fahrt dauerte keine Viertelstunde. Die Entsorgung musste schnell gehen, ohne Aufsehen zu erregen. Esteban schwitzte. Er fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und schielte zur Seite. Der Patient auf dem Beifahrersitz döste vor sich hin. Sanchez zündete sich eine Zigarette an und ließ das Seitenfenster herunter. Das injizierte Neuroleptikum, die chemische Zwangsjacke, zeigte Wirkung. Der Kraut war wehrlos.

Sanchez stellte den Geländewagen auf dem Parkplatz vor dem Hotel Golden Nugget ab und verriegelte die Türen. Er schnippte die Zigarette weg, sah sich aufmerksam um und hastete über die vier Fahrstreifen der Main Street. Esteban drängte an Touristen vorbei, schob sich durch die Glastüren und verschwand.

Ewald Steuben kam zu sich und rieb sich die Augen, Schweißtropfen hatten Lider und Wimpern benetzt. Er gähnte und fand sich im Innenraum des Dodge wieder, abgestellt

auf einem Hotelparkplatz. Steuben löste den Sicherheitsgurt, und sein Blick wanderte über die Autoreihen, das Parkdeck und die Türme des Golden Nugget. Mehr Stil und Farbe der Kulisse wären ihm in seiner finalen Szene lieb gewesen. Die Häuser, die Autos und die Menschen, alles monochrom und verbrannt. Die Sonne brachte es an den Tag, das Darben der Wüstenstadt in Rot und Braun. Nachts war Las Vegas gnädiger und durchtriebener. Das Gold, das auf der Straße lag, brachte dann die Casinos zum Strahlen. Doch jetzt nutzte die Realität die Galgenfrist, bis zum Sonnenuntergang dauerte es noch sechs Stunden. Steuben sank in den Sitz zurück und lachte bitter. Er spürte das Ende näher kommen.

Sanchez drückte die Fernbedienung, entriegelte die Autotüren und hob den Kraut aus dem Dodge. Er kontrollierte die Uhrzeit, legte sich Steubens Arm über die Schultern und zog den Mann mit sich fort. Er schleppte den Fremden durch den Verkehr und wurde nervös, die Zeit lief ihm davon. Der Gringo verhielt sich wie eine Gliederpuppe, wie eine Marionette, der man die Schnüre durchtrennt hatte.

Steuben legte sein ganzes Gewicht auf den Krankenpfleger. Der Chicano schnaufte, dicke Schweißperlen glänzten in seinem Bronzegesicht. Leicht wollte Steuben es dem haselnusshäutigen Hombre nicht machen. Er lallte die Lyrics von The Star-Spangled Banner, stolperte über die eigenen Füße und ließ den Kopf hin- und herkullern. Innerlich grinste er. Der Kerl wünschte sich jetzt bestimmt den General Santa Anna zu seiner Rettung herbei, den mehrfachen mexikanischen Staatschef und Bezwingen von Fort Alamo mit all seinen texanischen Helden.

Esteban erreichte den Treffpunkt rechtzeitig. Unter der Betondecke der Garageneinfahrt war es kühl, im Schatten ging alles schneller. Sanchez balancierte den Ausländer und drosch mit der flachen Hand gegen die Scheibe. Es zischte, die Bustüren öffneten sich.

Steuben schliff über den Teppichboden im Mittelgang und plumpste wie ein Mehlsack auf eine der hinteren Sitzreihen. Der Chicano wuchtete ihn zurecht und richtete ihn auf. Steuben ließ es über sich ergehen, bis der Chicano an ihm herumfummelte. Er öffnete die Augen, schielte an sich hinunter und atmete erleichtert aus. Der Krankenpfleger stopfte ihm das One-Way-Ticket und etwas Bargeld unter den Hosenbund.

Sanchez ächzte und rieb sich den Rücken. Er stützte sich auf die Rückenlehnen der vorderen Sitzreihe und schickte ein Dankgebet zur Heiligen Jungfrau Maria von Guadalupe. »iVaya con Dios, Muchacho! Adios!«, stöhnte er und warf dem Kraut einen letzten Blick zu. Er trocknete sich mit dem T-Shirt das Gesicht und machte kehrt. Auf Nimmerwiedersehen! Sanchez übergab dem Busfahrer das Kuvert mit der vereinbarten Summe. »iMucha suerte!«, wünschte Esteban dem Chauffeur Glück und klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. Ohne sich noch einmal umzudrehen, sprang Sanchez aus dem Bus. »iSi sales de esta, solo saldrás de milagro!«, murmelte er und trabte zurück auf den Hotelparkplatz. Es war so, wie er es zu dem Mann gesagt hatte: Wenn es der Fahrer dieses Mal schaffte, dann kam das einem Wunder gleich. Der Patient war eine tickende Zeitbombe. Esteban hörte Musik und wartete im Wagen, bis der Greyhound-Linienbus die Betriebsgarage verlassen hatte. Sanchez folgte den Rückleuchten, bis sie auf der schnurgeraden Straße im Dunstflimmern verschwunden waren. Zufrieden zündete er sich eine Zigarette an, fuhr los und bog in den Oakley Boulevard nach Westen ab. Der Kraut

war nicht mehr sein Problem.

Als Esteban Sanchez auf das Gelände des Rawson Neal Psychiatric Hospital fuhr, belagerten die Medien bereits die Klinik. Kamerateams lokaler und nationaler Fernsehstationen reckten die Hälsen und kesselten den Dodge ein. Sanchez stemmte die Schulter gegen die Fahrertür und drückte sie auf. Kaum aus dem Wagen geschlüpft, hatten ihn die Reporter in der Mangel. Esteban wurde hin und her gerempelt und bekam mehrere Mikrofone ins Gesicht. Er erkannte unter anderem das Logo der Tageszeitung Sacramento Bee und von Channel 13 Action News. Ganz Las Vegas konnte ihn jetzt live auf den Bildschirmen sehen. Esteban klingelte es in den Ohren, die Konturen verschwammen. Ringsum forderte man lauthals einen Kommentar zu den Vorwürfen gegen das psychiatrische Krankenhaus von Nevada. Esteban fürchtete, in dem Gewimmel zu versinken. Er stellte sich taub. Er war nur ein einfacher Pfleger, er wusste nichts über Kranke, die aus dem Rawson Neal Psychiatric Hospital mit Greyhound-Bussen über die Staatsgrenze gebracht worden waren. Nichts über die Hilfsbedürftigen, die aus Nevada in andere Bundesstaaten wie Kalifornien abgeschoben wurden. Sanchez pflügte durch die Meute vor dem Eingang, stieß die Glastüren auf und erstarrte. Die Journalisten waren nur der Rattenschwanz. Die Kommission der Akkreditierungsagentur wartete in der Empfangshalle, die Polizei befragte das Personal hinter dem Empfangstisch. Eine unangekündigte Inspektion fand statt. Sanchez hob die Hand vors Gesicht und huschte an den Bundesbeamten und Deputies vorbei durch die Lobby.

Doktor Robert Zimmermann trat vor die Medien. Der State Medical Director zeigte sich der Presse betroffen. Er dankte den Centers for Medicare and Medicaid für die Gewährung der zehntägigen Frist, um die Missstände im Rawson Neal Psychiatric Hospital zu beseitigen, und präsentierte Zuversicht, das Ziel bis Montag zu erreichen und die Finanzierung zu sichern. Die Journalisten applaudierten. Zimmermann schnaufte durch. Die Anrufe hatten genutzt, die Goldene Regel gewirkt: What happens in Vegas stays in Vegas.

Robert Zimmermann traute seinen Sinnen nicht. Er zitterte und starrte auf das leere Bett der Weichzelle. JETZT hatte er ein Problem! Dieser mexikanische Vollidiot hatte den Falschen nach Kalifornien abgeschoben! Wie sollte er das seinen Auftraggebern und Oberen erklären? Zimmermann fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht und sank zu Boden. Er schlug den Hinterkopf mehrmals gegen die Zellenwand und schluchzte. Vor seinem geistigen Auge erschienen das Auto, das Haus, seine Frau und die Kinder. Alles futsch!

Ewald Steuben alias Bruder Aiakos erlangte auf dem Highway nach Los Angeles das Bewusstsein wieder und kletterte schließlich unter der Sonne Kaliforniens aus dem Bus. Er vertrat sich die Beine und begrüßte das Wiedererstarken seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Als er in Pyjamahose und Pantoffeln an den Souvenir- und Verkaufsständen am Venice Beach entlangspazierte, störte sich niemand an seinem Aufzug. Er war nur ein Exemplar der schrillen Vögel, die sich an der Strandpromenade zwischen Venice und Santa Monica in Szene setzten und ihr Auskommen als

Straßenkünstler suchten.

Aiakos stapfte barfuß durch den Sand zur Düne des Pazifiks. Er hielt das Gesicht in den Wind und legte den Kopf in den Nacken, lauschte der Brandung und guckte den Möwen hinterher. Die Freiheit duftete köstlich. Er konnte endlich heim, zurück zu jenen, die ihm das Martyrium in der Klinik beschert hatten. Er wollte Gerechtigkeit ... oder wenigstens Rache!

Erster Teil. Von der Kränkung.

§ 1.

VIENNA INTERNATIONAL AIRPORT, 13. DEZEMBER 2013.

Josephine Mahler sah auf dem Weg vom Parkplatz zum Flughafengebäude mehrmals nervös auf die Uhr. Sie lief, die Laptoptasche umgehängt und den Trolley hinter sich herziehend, durch die Glastüren des Terminal 3. Sie spürte die Schweißperlen ihren Körper hinunterkullern. Fröhlich schwatzende Reisende und ihre Begleiter verstopften die Drehtüren und blockierten die relativ schmalen Brücken, die durch die Ankunftshalle eine Ebene tiefer zu den Ticket- und Check-in-Schaltern in der Abfertigungshalle führten. Josephine unterdrückte das plötzliche Bedürfnis nach Aufstampfen und Kreischen. Stattdessen schob sie sich mit unzähligen »Entschuldigen Sie bitte« durch die Menschen, die scheinbar – anders als sie selbst – die Ruhe weg und alle Zeit der Welt hatten. Sie musste unbedingt in diesem Flieger sitzen, denn schon in drei Tagen, am Montag, musste sie wieder Seminare am Institut für Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt halten. Eine solide Vorbereitung der Lehrveranstaltungen war sie sich und ihren Studentinnen und Studenten schuldig. Direktflug OS131 nach Frankfurt am Main sollte planmäßig um 15:40 Uhr starten. Sie war wie immer eine Stunde zu früh am Airport.

Josephine trat an einen der in Reih und Glied vor der Gepäckaufgabe bereitgestellten Check-in-Automaten. Sie nestelte den Ausdruck der Buchungsbestätigung aus ihrer Handtasche, gab Namen und Buchungsnummer ein und hielt den Code über das Infrarot-Lesegerät. Bis hier ging alles bestens, doch dann erschien eine Meldung auf dem Display, die Josephine das Blut in den Adern gefrieren ließ: Flug OS131 der Lufthansa, ausgeführt von der Austrian Airlines, war überbucht, ihr Name wurde auf die Warteliste gesetzt, ein Sitzplatz und die Beförderung nach Frankfurt konnten nicht garantiert werden. »WAS?«, entfuhr es Josephine lautstark. Wie zum Kuckuck konnte ein Airbus A319 eine Stunde vor dem Ende der festgesetzten Check-in-Frist bereits überbucht sein?

Josephine schnaubte. Ihr wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, heute in Wien festzusitzen und den gemessen an ihrem recht überschaubaren Gehalt als wissenschaftliche Mitarbeiterin nicht geringen Ticketpreis in den Wind schreiben zu können. Und das alles, obwohl sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten alles richtig gemacht hatte.

Sie schnappte den Griff des Rollkoffers und blickte sich nach allen Seiten um. Josephine suchte nach einem Ansprechpartner aus Fleisch und Blut, einem Ansprechpartner, der etwas mehr als blinkende Lichter, einen Touchscreen und ein paar Schaltkreise zur Verfügung hatte, um eine Lösung zu finden, die keinem vorformulierten Standardprozedere entsprach.

Josephine zog den Trolley durch das Labyrinth der Absperrbänder vor den Gepäckaufgabeschaltern der Economy Class, reihte sich in die Warteschlange ein und wartete geduldig, bis sie zu einer der feuerrot uniformierten Hostessen vorgehen konnte. An den nummerierten Arbeitsplätzen waren fünf jugendliche Mitarbeiterinnen und eine

ältere Supervisorin, die dem Aussehen nach entweder aus Bangladesch oder Südindien stammte und laut ihrem Namensschild Frau Jahangir hieß. Die Mädchen saßen für gefühlte hundert Reisende bereit, während an den Schaltern direkt dahinter dieselbe Anzahl Hostessen und Stewards die vier Fluggäste der Business Class umsorgte. Nach ungefähr zehn Minuten und etlichen eingeeckten Koffern hatte Josephine endlich die Wartezone hinter sich, die ihr mehr denn je wie ein Viehpferch vorkam. Aber egal, von der Pole-Position bis zum Boardingpass waren es nur noch ein paar Schritte. Josephine verschränkte die Arme vor der Brust, winkelte ein Bein ab, balancierte den Fuß auf dem Absatz, schob die Unterlippe vor und verfolgte das Vergehen der Minuten auf der Wanduhr. Sie spürte schmerzhaft ihre Lebenszeit verrinnen.

Endlich! Die rote Lampe von Schalter 336 leuchtete grün. Das war das Zeichen für Josephine, der zirka Zwanzigjährigen in feuerroter Austrian Airlines-Uniform, ebensolchem Kraushaar und Sommersprossen auf Nase und Wangen, ihr längst ausformuliertes Anliegen vorzutragen. Josephine überreichte der jungen Dame die Buchungsbestätigung, den Personalausweis und erzählte ihre Geschichte.

Die Hostess rümpfte das Näschen und sagte, ohne vom Monitor aufzublicken oder Josephine anzusehen: »Sie sind zu spät. Der Flug ist überbucht. Sie stehen auf der Warteliste.«

Josephines Magen verkrampfte sich. »Wie bitte?«, fragte sie fassungslos. Die Hostess hatte ihr ganz offensichtlich nicht zugehört. Das Mädchen leierte den Standardtext herunter. »Lesen Sie doch, bitte!« Josephine tippte mit dem Finger auf die Uhrzeit auf dem Ausdruck des Automaten. »Ich bin um 14:15 Uhr am Check-in-Automaten gewesen. Das heißt: Ich bin fast eine volle Stunde vor dem Ende des Check-ins hier gewesen. Ich habe alles richtig gemacht. Ich bin nicht zu spät! Ich habe meinerseits den Vertrag eingehalten.« Und mit ehrlicher Verzweiflung in der Stimme fügte sie hinzu: »Bitte, ich muss heute noch nach Frankfurt!«

»Sie sind zu spät. Der Flug ist überbucht. Sie können gerne vor zum Gate gehen und dort warten. Falls ein Passagier nicht zum Boarding erscheint, bekommen Sie seinen Platz«, erklärte die Rothaarige monoton, während sie den Streifen mit dem Barcode an Josephines Koffer befestigte und das Förderband startete, das den Trolley im finsternen und unergründlichen Nirwana der Gepäckbeförderung verschwinden ließ.

»Wie kann man denn überhaupt ein Flugzeug überbuchen? Da passt doch nur eine bestimmte Menge an Leuten und Gepäck rein?« Josephine sah die Stewardess mit großen Augen an. Sie erwartete eine nachvollziehbare Erklärung.

»Das machen alle Fluglinien«, antwortete die Hostess ungerührt und gab Josephine die Flugpapiere und den Ausweis zurück. »Wenn Sie das nächste Mal bitte früher kommen oder online einchecken, wie das heute ohnehin schon die meisten machen ...«

Josephine lachte bitter auf, sie redete gegen eine Wand. »Online einchecken? Ihnen ist schon klar, dass Sie das in naher Zukunft den Job kosten wird?«, begann Josephine, aber sie unterdrückte den Gedanken gleich wieder. Jetzt auch noch diese Diskussion mit der Kleinen zu beginnen, war völlig sinnlos und führte zu gar nichts. »Bitte!«, rief sie stattdessen entnervt aus. »Dass das angeblich alle Fluglinien so machen, ist doch keine Argumentationsgrundlage!« Langsam wurde Josephine richtig zornig auf die Sphinx, in

deren blasser Miene sich nichts regte. Aber schon im nächsten Augenblick machte sie sich klar, dass dieses Mädchen wahrscheinlich eine Studentin war, die sich mit diesem stressigen Nebenjob ihr Studium finanzierte, genauso wie sie es auch einmal getan hatte. Sie war wohl nur körperlich anwesend und nicht die richtige Adresse, um Wut und Frust abzulassen. Sie tat nur, was ihre Vorgesetzten von ihr verlangten. »Okay, es tut mir leid«, presste Josephine zwischen den blutleeren Lippen hervor und hob abwehrend die Hand. Ob es ihr nun schmeckte oder nicht, sie war vom guten Willen und der Kooperation dieses Mädchens abhängig. Und das war der Rothaarigen ganz und gar bewusst. Josephine rang sich ein Lächeln ab. »Ich weiß, Sie können nichts dafür. Sie sind nicht verantwortlich für diese Umstände! Sie sind nicht die richtige Ansprechpartnerin, wenn ich ...«

»Hören Sie«, unterbrach die Hostess unwirsch Josephines Vermittlungsversuch und machte dabei ein Gesicht, als hätte sie Jauche unter der Nase. »Das alles steht in unseren Allgemeinen Geschäftsbedingungen. Wenn Sie von uns ein Ticket kaufen, akzeptieren Sie auch unsere AGBs und unsere Beförderungsbestimmungen. Sie haben die Freiheit, ein Ticket zu kaufen und die AGBs zu akzeptieren oder nicht«, erklärte sie und bedeutete Josephine mit einer Kopfbewegung, sie solle jetzt gehen.

Josephine blieb der Mund offen. Damit hatte sie nicht gerechnet. Die rote Uniform verfehlte ihre gewünschte und an vielen Menschen zu allen Zeiten erfolgreich erprobte Wirkung nicht. Die Hostess fühlte sich eins mit der Fluggesellschaft, spürte die Kraft des Unternehmens auf sich übergehen und die Macht, diese im Konflikt- und Beschwerdefall auch gegen die eigenen Kunden anzuwenden. Sie vermittelte Josephine glaubwürdig das Gefühl, nicht mehr und nicht weniger als zahlende Fracht zu sein. Und blieb sie dabei auf der Strecke, auch kein Problem, dann war sie eben selbst schuld. Josephine kniff die Augen zusammen und las den Namen auf dem Namensschildchen des Mädchens. »Frau Berthold«, begann sie ruhig. »Ich werde mich über Sie beschweren. Und glauben Sie ja nicht, dass irgendeiner Ihrer Vorgesetzten eine Lanze für Sie brechen wird. Die lassen Sie für den schnellen Reibach ganz flugs im Regen stehen, egal ob Sie im Recht sind oder nicht. Für die zählt nur der Umsatz.«

Unbemerkt war die Supervisorin näher gekommen. Frau Jahangir, die auf die fünfzig zuzug, trat hinter Frau Berthold und beäugte argwöhnisch die Unruhe vor Schalter 336. Der Tumult zog bereits neugierige Blicke auf sich, mehr als es in der Abfertigungshalle eines internationalen Flughafens erwünscht war. Es fehlte nicht mehr viel, dass die anderen für die aufgebrachte Frau vor dem Gepäckaufgabeschalter Partei ergriffen, weil die meisten von ihnen selbst von der Überbuchung betroffen waren. »Es tut uns sehr leid. Aber Sie werden doch sicher verstehen, dass wir für Sie keine Ausnahme machen können«, intervenierte Frau Jahangir geschickt. »Wenn wir IHNEN einen Sitzplatz im überbuchten Flugzeug zusagen, wie sollen wir das den anderen Fluggästen erklären, die in derselben Situation wie Sie sind?« Sie lächelte unschuldig, und ihre dunklen Augen wanderten über die Warteschlange. Die Sympathien wechselten merklich, kaum hatte sie ihren Satz beendet.

Josephine spürte den Schlag in die Magengrube. Sie durchschaute das abgekartete Spiel, aber auch, wie hilflos sie dagegen war. Das abgeschmackte und ausgeleierte Scheinargument von der Solidarität verfehlte niemals die erwünschte Wirkung. Obwohl

der Dame die anderen Reisenden völlig egal waren, zog sie die Umstehenden damit auf ihre Seite. Frau Jahangir ging es nur darum, Josephine zum Schweigen zu bringen. »Jetzt reicht's!« Josephine schlug mit der flachen Hand auf das Pult. »Ich möchte mit Ihrem Vorgesetzten oder mit jemandem von der Lufthansa sprechen.«

»Selbstverständlich!« Frau Jahangir lächelte honigsüß und machte eine einladende Handbewegung. »Wenn Sie mir bitte folgen wollen!« Sie wirbelte herum und verschwand durch die Tür in der silbergrauen Holzwand. Sie tauchte kurz darauf vor Josephine wieder auf, präsentierte das antrainierte, maskenartige Filmstarlächeln, legte den Kopf zur Seite und wiederholte die auffordernde Geste. »Kommen Sie bitte mit!« Sie legte Josephine die Hand zwischen die Schulterblätter und schob sie sanft von den Gepäckaufgabeschaltern fort. Sie drehte sich noch einmal um, schnipste mit den Fingern und befahl ihren Mitarbeiterinnen mittels Handzeichen, Frau Berthold augenblicklich abzulösen. Frau Jahangir verfolgte aus den Augenwinkeln, wie ihr Befehl ausgeführt wurde, und war mit der Entwicklung und sich zufrieden. Die Maschine arbeitete am besten, wenn sie ohne Irritationen und gut geschmiert stetig in Bewegung blieb.

Die zwei Frauen gingen schweigend entlang der riesigen Panoramafenster auf die Sicherheitskontrollen der Abfertigungshalle zu. Draußen auf dem Flugfeld warteten Flugzeuge, vom Pier wurden Fluggastbrücken eingezogen und ausgefahren und an den verschiedenen Boeings und Airbussen der nationalen und privaten Fluglinien an- und abgedockt. Auf den Pisten im Hintergrund überwand brüllende Triebwerke die Schwerkraft, und Josephine seufzte leise. Sie sehnte sich an Bord eines dieser Flugzeuge, um endlich nach Hause zu können. Aber anstatt diesem Wunschziel näher zu kommen, entfernte sie sich mit jedem Schritt nur immer weiter von den Flugzeugen.

Frau Jahangir führte Josephine immer weiter vom Treiben in der Abfertigungshalle weg. Als sie die Chipkarte durch den Kartenleser zog und die neutrale Tür hinter die Kulissen aufmachte, fühlte sich Josephine wie die Beute, die das Raubtier von der Herde trennt. Die Brandschutztür gab den Blick auf die verborgene Welt des Flughafens frei, auf das Labyrinth aus Dienst- und Transportwegen, Tapetentüren und Maintenance-Schächten. Frau Jahangir schob Josephine immer tiefer in die Gedärme des Flughafens hinein, bugsierte sie durch eine Bürotür in einen Raum ohne Fenster mit Sitzlandschaft, bunten Zeitschriften auf dem Couchtisch, einem durstenden Benjamin im Eck und bunten Bildern von Reisezielen an den Wänden. Sie forderte Josephine auf, sich auf die mit anthrazitfarbigem, grobem Leinenstoff bezogenen Polstermöbel zu setzen. »Ich bitte um etwas Geduld, es wird sich gleich jemand um Sie kümmern, Frau Doktor Mahler.« Frau Jahangir nickte einen stummen Gruß und zog die Tür von außen zu.

Josephine wurde heiß und kalt. Sie wetzte nervös auf der unbequemen Couch hin und her. Woher wusste die Frau ihren Namen? Josephine fasste sich an die Stirn. Vielleicht hatte sie ihn auf dem Bildschirm gelesen? Sie sprang entsetzt auf. Ihre Sinne suchten den Raum von oben bis unten ab. In der fensterlosen Kammer herrschte eine Stille, die schon fast hörbar war. Kein Laut gelangte hier herein, und nichts würde von hier nach draußen dringen. Josephine fühlte sich plötzlich in einer Zelle gefangen, aus der es kein Entkommen gab. Die Angst und die Panik des Herbstes vor zwei Jahren kochten in ihr hoch. Die Wände kamen näher. Sie starrte auf das Ziffernblatt ihrer Armbanduhr. Der

Abflug stand kurz bevor. Die Minuten vergingen und mit ihnen die Chance, Wien rechtzeitig zu verlassen. Sie hatte sich von Frau Jahangir in die Falle locken lassen.

Josephine schlich an die Tür und lauschte. Durch die Milchglasscheibe hörte sie Schritte. Sie machte einen Satz von der Tür weg. Da war eine Männerstimme, die ihr bekannt vorkam. Eine Erinnerung und Ahnung aus dem Albtraum. War es möglich? Josephine lief auf und ab und suchte nach einer Möglichkeit, sich zu verstecken. Was, wenn sie sich irrte? Dann kauerte sie hinter dem Sofa und machte sich unglaublich lächerlich.

Ein Schemen erschien auf dem Milchglas: die Umrisse eines schmalbrüstigen Mannes in Anzug mit akkurat gezogenem Seitenscheitel und Brille. Die Türklinke wurde nach unten gedrückt.

Josephine presste sich die Hand vor den Mund. Er war es! Aiakos hatte sie gefunden! Jetzt war alles aus!

Eine sportliche Blondine mit Kurzhaarschnitt in der blauen Lufthansauniform betrat mit einem Lächeln den Raum und nahm die Brille ab. Sie streckte Josephine ihre Rechte entgegen. »Hallo, Frau Doktor Mahler!«, sagte sie mit sonorer dunkler Stimme und unverkennbarer Frankfurter Sprachfärbung. Sie zögerte einen Augenblick und legte die Stirn in Falten. »Ist alles in Ordnung?«, erkundigte sie sich besorgt und musterte ihr Gegenüber ganz genau. Die fahle Gesichtsfarbe der Frau gefiel ihr überhaupt nicht. Diese Doktor Mahler sah aus, als könnte sie jeden Augenblick ohnmächtig werden und umfallen. »Setzen wir uns doch, bitte! Ich bin Angelika Eberhardt. Frau Jahangir vom Check-in hat mich bereits über alles informiert.«

»Freut mich! Josephine Mahler«, keuchte sie, schüttelte die angebotene Hand und plumpste auf die Couch neben ihre Laptotasche. »Danke! Alles bestens. Mir geht's gut.« Sie strich sich mit dem Handrücken über die Stirn. Dann, weil sie ahnte, wie derangiert und aufgelöst sie aussehen musste, fügte sie rasch hinzu: »Es ist nur ... Es ist nur die stickige Luft hier drinnen. Außerdem muss ich wirklich heute noch nach Frankfurt zurück.«

Angelika Eberhardt räusperte sich und machte ein verbindliches Gesicht. »Wir können uns gut vorstellen, wie ärgerlich und unangenehm dieser Vorfall für Sie sein muss, und wir entschuldigen uns für die entstandenen Unannehmlichkeiten«, begann sie feierlich und setzte sich Josephine gegenüber. »Dürfen wir zum besseren Verständnis an dieser Stelle kurz erklären, warum Fluglinien ihre Flüge überbuchen? Jede Fluglinie versucht, eine möglichst hohe Auslastung der Flüge zu erzielen, um gewinnbringend zu fliegen. Oft haben Passagiere eine bestätigte Buchung, erscheinen aber nicht zu ihrem Flug. Es werden Plätze blockiert, die wir nicht mehr anbieten können. Wir wollen vermeiden, Buchungswünsche unserer Kunden ablehnen zu müssen und im Endeffekt mit einer gering ausgelasteten Maschine zu fliegen. Wir nutzen natürlich alle Aufzeichnungen und bisher gesammelten Erfahrungen, um eine realistische Auslastung herauszufinden.« Sie lächelte einnehmend, schlug die Beine übereinander und verschränkte die Finger, sodass ihre Fingerknöchel auf Josephine gerichtet waren. »Ist für ein ausführendes Luftfahrtunternehmen absehbar, dass Fluggästen die Beförderung zu verweigern ist, so versucht es zunächst, Fluggäste gegen eine entsprechende Gegenleistung zum freiwilligen Verzicht auf ihre Buchung zu bewegen. Finden sich nicht genügend Freiwillige,

um die Beförderung der verbleibenden Fluggäste mit dem betreffenden Flug zu ermöglichen, so kann das ausführende Luftfahrtunternehmen Fluggästen gegen ihren Willen die Beförderung verweigern. In diesem Fall haben Fluggäste Anspruch auf eine Ausgleichsleistung.« Die Ausführungen wirkten, als wären Angelika Eberhardt die Bestimmungen und Vorschriften in Mark und Bein übergegangen. »Die EU-Verordnung Nr. 261/2004 regelt die Fluggastrechte im Fall von langen Verspätungen, Flugstreichungen und Nichtbeförderung aufgrund von Überbuchung. Das Überbuchen von Flügen ist somit legitim.« Sie strahlte Josephine an und machte eine auffordernde Armbewegung. »Bitte, wenn Sie mich jetzt zum Gate begleiten würden!« Engelhardt erhob sich und erwartete mit hochgezogenen Brauen, dass es ihr Josephine gleichtat. »Schlussendlich konnten Sie doch noch für den gebuchten Flug akzeptiert werden. Wir bedauern die anfängliche Aufregung und dass Sie sich nicht freundlich und zuvorkommend von unserer Kollegin, Frau Berthold, betreut gefühlt haben. Bitte seien Sie versichert, dass wir diesen Vorfall gemeldet haben, damit gegebenenfalls entsprechende Maßnahmen getroffen werden können.«

Josephine verstand nicht sofort. Nur langsam dämmerte ihr, dass sie den von ihr so innig begehrten und bereits bezahlten Sitzplatz im Flugzeug hatte. Die Freude und die Erleichterung waren groß. Die Erwiderung Angelika Eberhardts fühlte sich trotzdem wie eine Ohrfeige an. Eberhardt unterstellte ihr durch die Blume, sich alles nur eingebildet zu haben. Josephine hatte sich schließlich nicht nur nicht freundlich und zuvorkommend betreut gefühlt, sondern sie war von oben herab und respektlos behandelt worden. Josephine verschränkte die Arme vor der Brust und schob die Unterlippe vor. Aber was hatte sie sich auch anderes erwartet? Sie hätte die Sache besser auf sich beruhen lassen und gleich zum Gate gehen sollen, gegen die Fluglinien kam man als Passagier eben nicht an. Frau Berthold bekam jetzt eine Rüge (oder auch nicht) von dieser Jahangir, und an den Vorgaben für die Mitarbeiter des Unternehmens und am Überbuchen von Flügen änderte sich nichts. Sie hatte mit ihrer Beschwerde nur Gelegenheit geboten, ihr Gnade anstatt Recht zu erweisen und sie wie eine Bittstellerin zu behandeln. Sie schluckte ihre Wut und ihre Enttäuschung hinunter und ließ sich von Angelika Eberhardt zu den Sicherheitskontrollen begleiten.

»Wir hoffen, Sie werden sich dennoch bei uns an Bord wohlfühlen, und würden uns freuen, wenn Sie bald wieder Flüge mit Austrian Airlines und der Lufthansa buchen«, sagte Angelika Eberhardt und schüttelte Josephine die Hand. Für sie war die Affäre hiermit beendet, und sie hoffte, die Frau Doktor nie wiederzusehen.

Josephine wusste, wann sie verloren hatte.